

: buch des monats



Clément Moreau: »Flucht«, Holzschnitt, 1939

Barbara Zoeko

**BEWEGLICHE
LABYRINTHE**Shaker Media, Herzogenrath 2014,
224 Seiten, 19,90 Euro

Eine neue Epoche bricht an, aber die Kinder haben Masern. Und wer zum ersten Mal verliebt ist, dem geht die Neuordnung Europas am schönen Arsch von Uschi vorbei. Die Geschichte und die Lebenswelt der einzelnen: Selten geht da was zusammen und wehe, wenn doch. Besser die historischen Visionen scheitern an den Leuten; sonst werden die untergebuttert in den Schützengräben. Und dann ist wieder Heulen und Zähneklappern. »Alle zehn Jahre ein großer Mann. / Wer bezahlte die Spesen?« So läßt Brecht seinen lesenden Arbeiter fragen.

Was haltbar scheint, sind die Geschichten, die am Tresen, beim Abendbrot, in Briefen oder über den Zaun erzählt werden. Die Geschichte des Großenganzens sieht dagegen alt aus, kommt ins Museum oder versteinert zum Denkmal. Entspricht ist sie damit nicht, denn in dem, was die Menschen sich erzählen, geht sie weiter um – noch hinter deren Rücken und oft inkognito.

Wie das geschieht, welche labyrinthischen Wege die Geschichte durch die Erinnerung der von ihr Beschädigten nimmt, bis sie als erzählbare Erfahrung zum Vorschein kommt – davon handelt Barbara Zoekes gerade erschienener Roman *Bewegliche Labyrinth*: »Er sah sich durch das Labyrinth irren, das Ett ihm vor Wochen beschrieben hatte, er sah sich plötzlich mit ihren Augen, ein Mensch, der rennt, der hinter einer Maske aus stoischer Ruhe rennt, weil er sich zum Bleiben nicht entschließen kann. Der rennt, wo er denn sitzt, die Bewegung mit Sorgfalt verborgen, weil nur in seinem Hirn verortet.«

Es ist ein Roman der Fliehenden, der Verjagten, der frühen oder späten Emigranten, die die Geschichte ihres Lebens aus ihren brüchigen Erinnerungen neu zusammensetzen. Allein geht das nicht; zu viele Teile des Puzzles fehlen, und dem eigenen Kopf ist nicht zu trauen. Kommt aber nur ein anderer, eine andere dazu, paßt kaum noch etwas zusammen, und die Bilder fangen an, sich gegenseitig ihr Recht zu bestreiten: »Ihr mit euren Zisternen der Erinnerung, sagte Regine. Immer kramt ihr das Schlimmste raus ..., ihr macht uns stumm. Warum dürfen wir nie die Geschichte unserer Väter erzählen? Haben wir sie nicht geliebt, weil sie uns in die Luft geworfen haben ... Was hatte das, was sie draußen taten, mit dem Hoppehoppe-Reiter, den Kitzelorgien, den Luftballons, dem heimlichen Eis an der Ecke zu tun?«

Die Frage beantwortet Zoekes Romanfigur ebensowenig wie der Text als Ganzes. Wenn der etwas lehrt, dann die Kunst, den ungewissen Tatbestand zu lieben, die Reibungsflächen zwischen glaubhaft scheinender Anschauung, weltanschaulicher Widerspruchsabstänzigkeit und retrospektiver Versöhnungssucht. Die sprachlichen Manöver, die hierzu nötig sind, die Übergänge zwischen erzählter Jetztzeit und heterogenen Erinnerungssequenzen, gelingen der Autorin auf wundersam leichte Weise: So sehen

Regine und Erich (er ist wegen einer Erbschaft aus New York in den deutschen Osten zurückgekehrt) von einem Aussichtspunkt auf eine thüringische Kleinstadt hinab, und der Anblick des Schwimmbads und der Liegewiese wird zum Ausgangspunkt differierender Erinnerungen: Er sieht sich erneut, während die NS-Jugendstaffel im Becken trainiert, allein »im ausgebleichenen Gras und die anderen, sie schienen lediglich eins vorzuführen: Wir sind nicht allein ... Er war ins Wasser geflohen ..., aber sie kletterten auf das Dreimeterbrett, einer nach dem anderen, wippten ausdauernd und stürzten sich mit einem Kopfsprung hinunter ..., und er, er drehte ab, drehte ihnen den Hinterkopf zu und ihr Kichern, ihr Gelächter traf ihn zwischen den Schulterblättern.«

Von einer anderen Art von Fremdheit am gleichen Ort – »eine Art Gegenstück« – berichtet Regine: Es ist in den Jahren nach 1945, und die Soldaten der Roten Armee sind im Alltag gegenwärtig – vor den Augen und als ideale Figuren aus dem Arsenal der Fiktion, und es paßt nichts zusammen: »An schwülen Tagen lagerten russische Soldaten auf dem Rasen ... Halb nackt und mit sehr bleicher Haut sahen sie ungeheuer verletzlich aus. In der Schule schrieben sie Aufsätze über die unverbrüchliche Freundschaft zur ruhmreichen Sowjetunion, und hier, die russischen Brüder zum Greifen nah, schwiegen sie aneinander vorbei.« Erst später, als Regine schon im Westen ist und im Übergangsheim von amerikanischen Soldaten, von den »Jungs mit ihren tadellos sitzenden Uniformen« verhört wird, kommen sich Fiktion und Erfahrung nahe – aber jetzt in einem Outfit, das den GIs, aber nicht den jungen Rotarmisten paßt: »... sie, genau sie verkörperten das, was ihnen in den Büchern über den Komso mol versprochen worden war: gut gelaunte und starke große Brüder. Und die Grischas, Todiks und Petjas, sie verkörperten nichts davon ... das waren die mit der bleichen Haut im magischen Kreis.«

In solchen Widersprüchen wird man nicht froh, und wie mit ihnen umzugehen ist, darüber wissen wir wenig. Eines aber wissen wir: Wenn das Erzählen von Geschichten der Bildung von Identität dient, so ist dies Geschäft im Unheil des 20. Jahrhunderts maßlos gefährdet. Dieser Befund ist nicht neu; Barbara Zoekes Roman zeigt, was er für den einzelnen bedeutet – in einer ruhigen Intensität, für die es in der deutschen Gegenwartsliteratur wenig Vergleichbares gibt. Diese Intensität bewährt sich auch in der Evokation dessen, was aller Geschichte enthoben scheint, der Natur, dieser tröstlichen Konstante: »Wenn er an Leipzig dachte, dachte er an die südlichen Auen, die Auen zwischen Elster und Pleiße ... Rote Ziegel, gelbe und rote Klinker, die häufig klamme Luft, die Üppigkeit der Gärten von Frühjahr bis Herbst ... Erbsen und Bohnen ranken sich am Sitzplatz hinter dem Haus. Rosen blühen bis in den November. Apfelbäume mindestens zwei, Früh- und Spätäpfel. Die frühen mit ihrem lauten Knacken, wenn man hineinbeißt, die roten Backen der späten.«

Daß es immer wieder die erinnerte Natur ist, der wir die Bilder abgewinnen, in deren Ruhe wir für Momente zu uns kommen, ist ein Zeichen dafür, daß wir – mit Ernst Bloch gesprochen – »noch überall in der Vorgeschichte leben«. Den Vorschein von Heimat aber, »die allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war«, gibt es. Gute Bücher wie das von Barbara Zoeko zeigen ihn.

– Martin Jürgens –